

Vorwort

Mit dieser Festschrift ehren Romanistinnen und Romanisten Prof. Dr. Gerhard Penzkofer anlässlich seines 65. Geburtstags. Sie ist an der Romanistik der Universität Würzburg entstanden und wird von dreien seiner Promovierenden herausgegeben. Langjährige und aktuelle Kolleginnen und Kollegen sowie Schülerinnen und Schüler publizieren hier Beiträge, die von Gerhard Penzkofers Forschungen inspiriert sind. Das Ergebnis ist ein Band, der anhand des Begriffspaars von Kommunikation und Repräsentation den Bogen von den romanischen Literaturen des Mittelalters bis zum Film des 20. Jahrhunderts spannt. Die Sammlung trägt damit der Tatsache Rechnung, dass auch der Jubilar stets offen für neue Forschungsfelder aus den unterschiedlichsten Epochen und Kulturen gewesen ist.

Gerhard Penzkofer wurde am 30.09.1950 in Marquartstein (Oberbayern) geboren und studierte Romanistik und Slawistik in München, Lille und Warschau. 1984 schloss er die Promotion in München mit der Arbeit *Der Bedeutungsaufbau in den späten Erzählungen Čechovs. „Offenes“ und „geschlossenes“ Erzählen* (München 1984) ab. 1991 folgte die Habilitation in München bei Ilse Nolting-Hauff, die unter dem Titel *„L'art du mensonge“: Erzählen als barocke Lügenkunst in den Romanen von Mademoiselle de Scudéry* (Tübingen 1998) veröffentlicht wurde. Von 1996-2000 hatte er eine C3-Professur für Hispanistische Literaturwissenschaft in Bamberg inne und folgte im Jahr 2000 dem Ruf auf den Lehrstuhl für Spanische und Französische Literaturwissenschaft an der Universität Würzburg. Dieser Fächergrenzen überschreitende Werdegang ist außergewöhnlich und verweist bereits auf die Vielfalt von Gerhard Penzkofers Forschungsaktivitäten.

Auch an seinen Sammelbänden und Editionen spiegelt sich diese Besonderheit wider: Gegenstände sind hier die postmoderne Lyrik, der Chronist Inca Garcilaso de la Vega, der Prozess der Imagination in den spanischen Literaturen der Frühen Neuzeit sowie Figuren und Figuren des Wahnsinns in Literatur und Künsten. Seine Forschungsinteressen decken die enorme Zeitspanne vom Mittelalter bis zur Postmoderne ab und umschließen den geographischen Raum von Russland, Frankreich, Spanien bis Lateinamerika. Kürzere Publikationen haben etwa die mittelalterlichen *cantigas*, lateinamerikanische Kolonialliteratur, den Modernismus Rubén Daríos oder den spanischen Bürgerkriegsroman zum Thema.

Daneben ist seine Tätigkeit als Herausgeber der Reihe *Hispanistisches Kolloquium* erwähnenswert (zusammen mit Wolfgang Matzat, Wolfgang Nitsch und Bernhard Teuber). Die in dieser Reihe vertretene forschungsstarke Gruppe verbindet Gerhard Penzkofer nicht zuletzt mit zahlreichen ehemaligen Kollegen aus der Münchener Zeit. Einige davon konnten auch für die vorliegende Festschrift einen Beitrag beisteuern.

Insgesamt sind die Forschungen von Gerhard Penzkofer geprägt von einer Arbeitsweise, die den jeweiligen Gegenstand undogmatisch unter Zuhilfenahme dienlicher Modelle und Herangehensweisen beleuchtet und so in essentielle Dimensionen der literatur- und kulturwissenschaftlichen Forschung vordringt. Mit dieser Herangehensweise begeistert er auch junge Studierende für die Welt der Literaturwissenschaft. Wo zuvor oft nur der schnelle Abschluss im Vordergrund stand, lenkt Gerhard Penzkofer den Blick auf die wirklich wichtigen Qualifikationen für den persönlichen Weg, vom kritischen Hinterfragen vorschneller Einordnungen und Kategorisierungen bis hin zu analytischen Vorgehensweisen mit einem Auge für Details.

Die Arbeitsatmosphäre ist dabei unsagbar angenehm – nicht zuletzt weil Gerhard Penzkofer die geistige Arbeit durch Kaffee und Schokolade zu versüßen versteht. Sowohl gegenüber Studierenden als auch Kolleginnen und Kollegen zeigt er jederzeit die ihm eigene Offenheit, sei es in seiner Lehre oder im Kontext von Tagungen. Unvergessen bleiben diverse Exkursionen, vor allem nach Madrid und Peru, eingeschlossen der Ersteigung von Machu Picchu, wenn auch teils mit Verkehrsmitteln, die nicht weniger abenteuerlich als die zahlreichen Fußmärsche waren.

Als etablierter Forscher, inspirierender Lehrer, prägender Kollege, verantwortungsbewusster Vorgesetzter und engagierter Prodekan war und ist der Geehrte stets eine Bereicherung für die ihn Umgebenden. Wir überreichen unserem Lehrer diese Festschrift als Zeichen unseres großen Dankes und freuen uns sehr auf die weitere Zusammenarbeit.

Wir bedanken uns außerdem herzlich bei Cornelia Keßler und Katharina Schüch für ihre essentielle Mithilfe bei der Redaktion des Bandes, bei Prof. Dr. Brigitte Burrichter und PD Dr. Irmgard Scharold für ihre Unterstützung, bei AVM für die freundliche Betreuung sowie bei allen, die uns beratend und informierend zur Seite standen und so zum Gelingen des Bandes beigetragen haben.

Grußwort des Dekans der Philosophischen Fakultät der Universität Würzburg

Quod bonum, faustum, felix fortunatumque sit, um es mit Cicero zu sagen, gehört es seit vielen Jahrzehnten zu den guten universitären Bräuchen, verdienten Wissenschaftlern zu gewissen Geburtstagsanlässen eine akademische Festschrift zu widmen. Daher freut es mich als den derzeitigen Dekan der Philosophischen Fakultät der Julius-Maximilians-Universität Würzburg, an der Professor Gerhard Penzkofer seit fast 15 Jahren forscht und lehrt, besonders, ihm einen gebührenden Gruß an den Anfang der ihm von Freunden, Mitarbeitern und Schülern überreichten Festgabe zu stellen.

Gerhard Penzkofer zählt zweifelsohne zu den wichtigsten Vertretern der Romanistik in der deutschen Hochschullandschaft und hat sich durch seine breit aufgestellten Forschungen sowohl zur französischen als auch zur spanischen Literatur einen guten Namen gemacht. Dabei ist er weder in engen Epochengrenzen unterwegs, noch beschränkt er sich auf einzelne literarische Gattungen; man darf ihn daher mit Fug und Recht einen Universalisten im besten Sinne des Wortes nennen.

Ganz besonders möchte ich hier betonen, dass es ihm geglückt ist, den Blick der spanischen literaturgeschichtlichen Forschung über den europäischen ‚Tellerrand‘ hinaus auf die Kolonialliteratur Lateinamerikas zu lenken, wobei er sowohl die Perspektive der Eroberer als auch die der indigenen Bevölkerung in den Fokus nahm. In diesem Zusammenhang sei nur an den großen, international besetzten Kongress zu Garcilaso de la Vega, el Inca (1539-1616) erinnert, den Gerhard Penzkofer im Herbst 2007 an unserer Universität organisiert und durchgeführt hat. Damit konnte er auch in der Außenwahrnehmung und -wirkung Würzburg für eine gewisse Zeit zu einem bedeutenden Zentrum der internationalen Hispanistik machen.

Dieses ist umso erstaunlicher, da Gerhard Penzkofer zu Beginn seines Studiums die Schwerpunkte eher im Bereich der Slawistik gesetzt hat, und seine 1984 erschienene Dissertation befasst sich mit dem erzählerischen Œuvre von Anton Čechov. Somit darf man in ihm wohl einen bemerkenswerten ‚Seiteneinsteiger‘ erkennen, der es über seine ursprüngliche Interessenlage hinaus vermochte, in einem ganz anderen Sprachumfeld entscheidendes Renommee zu erwerben – ein Unterfangen, das wohl nur den Wenigsten gelingen dürfte. Aber vielleicht beweist dies nur

wieder einmal mehr, welchen nicht zu unterschätzenden Einfluss der Faktor Zufall im Leben eines Menschen haben kann, wenn man sich nur mit dem nötigen Engagement und Elan einer sich neu stellenden Aufgabe zuwendet.

Auf diesen Weg hatte ihn nicht zuletzt seine Lehrerin an der Münchener Universität, Ilse Nolting-Hauff, eine der renommiertesten romanistischen Literaturwissenschaftlerinnen, gelockt, die eine ganze Reihe von derzeitigen Lehrstuhlinhabern ausgebildet hat. So kam Gerhard Penzkofer über Studien- und Lehrstationen in München, Lille, Warschau, Tübingen und Bamberg (dort schon als Inhaber einer Professur für romanische Philologie) schließlich im Jahr 2000 auf den Lehrstuhl für Spanische und Französische Literaturwissenschaft nach Würzburg. Auch in der Selbstverwaltung der Fakultät hat er sich in den Jahren seither dankenswerterweise immer bereitwillig eingesetzt, sei es als Mitglied in diversen Kommissionen oder als Prodekan. In diesen Funktionen konnte ich den gebürtigen Altbayern Penzkofer in seiner zurückhaltenden und niemals vordergründigen Art kennen und schätzen lernen. Gerade seine Beharrlichkeit und Hartnäckigkeit in wissenschaftlichen, aber auch organisatorisch-administrativen Dingen, seine Verbindlichkeit und Gelassenheit, die er ausstrahlt, machen ihn zu einem jederzeit angenehmen Partner in der Fakultät, der in sich ruht. Dabei ist er aber keineswegs der vergeistigte Asket, der im Elfenbeinturm der Wissenschaften sitzt. Vielmehr ist er immer von einem lebensnahen Ansatz geprägt und offen für Lebensfreude, offen für Diskussionen über Gott und die Welt – auch bei einem guten Glas Wein, denn gutem Essen und Trinken, besonders den fränkischen Weinen, ist er durchaus nicht abgeneigt.

In diesem Sinne, lieber Kollege Penzkofer, nochmals herzlichste Gratulation und beste Wünsche von Ihrer Fakultät: „ad multos annos felices“!

Einleitung

Kommunikation und Repräsentation kommen nicht ohne einander aus. Wo kommuniziert wird, da wird immer auch repräsentiert. Schon die Verfasstheit einer jeden kommunikationsermöglichenden Sprache basiert auf kommunizierten Zeichen, die eine jeweilige Bedeutung repräsentieren. Die Zuordnung von Zeichen und Bezeichnetem verweist immer auf einen gesellschaftlichen Kontext, der ihre Verwendungs- und Funktionsweise, die damit verbundenen Konzepte sowie ihre Grenzen bestimmt. Dabei muss die Relation von Signifikant und Signifikat oder von Repräsentant und Repräsentiertem keinesfalls eine unabänderliche sein. Vielmehr lässt sich in Kultur, Literatur und Sprache beobachten, dass ihr Verhältnis immer wieder neu verhandelt und ausdifferenziert wird. Diese Festschrift stellt unterschiedliche künstlerische Ausgestaltungen und Funktionalisierungen dieses Zusammenhangs dar, die ihren Schwerpunkt entweder auf affirmierende, tradierende, reproduzierende, infragestellende, subvertierende oder modifizierende Aspekte setzen.

Dass die Beziehung zwischen Kommunikation und Repräsentanzsystem sehr unterschiedliche Ausprägungen annehmen kann, lässt sich an den Beispielen von höfischen Gesellschaften bis hin zu Tendenzen der Moderne veranschaulichen.

So steht moderne Lyrik als Beispiel für ein stark kontingentes und problematisiertes – wenn auch produktiv genutztes – Verhältnis von Repräsentation und Kommunikation. Impulse, die Zeichen auf sich selbst zurückzuführen, als Repräsentanten ihrer selbst zu verstehen und eine Einbettung in gesellschaftlich vorgegebene Kommunikationsmodi zu umgehen, sind hier zu nennen.

Auf der anderen Seite lässt sich ein sehr enges Verhältnis in den höfischen Gesellschaften beobachten, die sich als „Kultur der Gestik“ beschreiben lassen (Le Goff). Symbolische Kommunikation und Autorepräsentation haben eine zentrale und identitätsbildende Funktion und waren geradezu zwingend für die entsprechenden gesellschaftlichen Schichten (Elias; Foucault).

Dabei kann die literarische Kommunikation so funktionalisiert werden, dass sie der Ausgrenzung eines jeden Anderen dient, die Identität einer elitären Erzählgemeinschaft schafft und das Unähnliche im Namen höfischer Ideale ausmerzt (Penzkofer 1998). Die höfische Liebeskommunikation ihrerseits weist, wie Penzkofer zeigt, bei Mademoiselle

de Scudéry ein Codierungsdefizit auf, das mit einer möglichen Undurchsichtigkeit der Repräsentation einhergeht (Penzkofer 1998).

Dies stellt Gerhard Penzkofer in seiner Habilitationsschrift „*L'art du mensonge*“: *Erzählen als barocke Lügenkunst in den Romanen von Mademoiselle de Scudéry* (1998) dar. Seine Überlegungen zu Kommunikation und Repräsentation stehen im Kontext seiner zentralen These, dass Scudérys narratives Werk nicht als Innovation, sondern als „bilanzierende Restauration literarischer Traditionen“ zu werten ist. So verfahren die Romane stark idealisierend hinsichtlich des von ihnen entworfenen Weltmodells, worin die ‚Lügenhaftigkeit‘ des Romans zum Ausdruck kommt. Dennoch fungieren sie, wie Penzkofer zeigt, als Medium der Sinnstiftung angesichts der kontingenten Lebenswelt.

Im Kapitel zu Scudérys Modell höfischer Geselligkeit (212-249) führt Penzkofer die These aus, dass Scudéry eine Gesellschaft zeichnet, die ihre elitäre Geschlossenheit „durch die Verdrängung des Andersartigen und Fremden erkaufte und ihre Idealität mit dem Verzicht auf Welt bezahlt“ (214). Penzkofer beschreibt weiter das Erzählziel bei Scudéry als Ausdruck unablässiger Selbstbehauptung und Selbstbespiegelung einer elitären, norm- und sinnstiftenden höfischen Gemeinschaft. Deren Techniken der Sicherung und Selbstbestätigung zeige sich besonders in den Ritualen des gemeinschaftsbildenden Erzählens, das die gemeinsamen Normen und Werte sondiert und affirmiert und somit auch die Ähnlichkeit der Mitglieder hervorhebt. Bei der heiteren Gemeinschaftsbildung steht, wie Penzkofer anhand von *Clélie* hervorhebt, weniger die Semantik im Vordergrund, sondern vielmehr die gemeinschaftsstiftende Pragmatik, die sich in der dialogischen Interaktion zwischen dem Vortragenden und seinen Zuhörern ausdrückt (233 f.). Eine gemeinschaftsfördernde Funktion des Erzählens zeige sich zudem in der regelmäßigen Substitution des Ich-Erzählers durch ein Erzählen in der dritten Person, das vor allem als Vertrautenbericht auftritt. Entgegen der verbreiteten Fokussierung der Scudéry-Forschung auf die Techniken der Ver- und Enträtselung verbindet Penzkofer auch diesen Aspekt mit der dialogischen Interaktion des Erzählens: Die Aussetzung des Ich erlaubt eine ansonsten suspendierte „admiration“ und somit die Projektion des höfischen Ideals in den Einzelfall. Somit zeigt sich auch hier eine Konsolidierung und Homogenisierung der höfischen Gesellschaft (236-240). Gesichert und zur Geltung gebracht wird die Identität der Erzählgemeinschaft, wie Penzkofer darstellt, auch durch stetiges Klassifizieren

der Welt und durch die Abdrängung des Normfremden „über die Grenzen des Eigenen hinaus in die unermeßliche und undefinierte Weite sozialer Nicht-Existenz“ (240). Dies geschieht vor allem anhand der diversen Formen der Leidenschaft und der Freundschaft. Diese Klassifizierungswut, so Penzkofer, multipliziert ihre Gliederungskriterien aber soweit, dass sie beliebig werden und in den Ausschluss des Unbegreifbaren münden. Obwohl der trügerische Eindruck entsteht, überschreiten Scudéry's Romane die Schwelle zur klassischen Episteme nicht – oder nicht vollständig –, weil ihre Klassifikationen vor allem die Parteilichkeit ihrer Urheber ausdrücken (245). Zudem ist, so Penzkofer, der Raum der Erzählgemeinschaft als Raum der Ähnlichkeiten, Spiegelungen und Doppelungen zu begreifen, worin die vergehende epistemologische Ordnung der Ähnlichkeiten sichtbar wird. Diese bezieht Penzkofer anschließend auf den Wahrheitsbegriff. Nicht eine Übereinstimmung von Geschichte und Welt werde erwartet, sondern vielmehr eine Illusionierungskraft, die das Unähnliche im Namen höfischer Ideale ausmerzt (248).

Im Kapitel zum Leidenschaftskonzept (160-211) entwickelt Penzkofer folgende These: Scudéry's Romane versprechen „der gefährdeten höfischen Liebeskommunikation in modifizierter Form das Überleben“ (161). Zugleich aber beobachtet Penzkofer eine konflikthafte Diskurskollision, die an der Schwelle zum sich anbahnenden ‚klassischen‘ Zeichenbegriff steht, dessen Leistungsvermögen wie Bedrohlichkeit auf der Arbitrarität seiner Teile beruht (161).

Penzkofer zeigt, wie Scudéry das mittelalterliche Konzept des *amour courtois* zugleich zitiert und problematisiert. Eine durchsichtige Motivation der Liebessprache wird verschiedentlich verworfen, was vor allem in Abgrenzung zu Ficino und zu d'Urfés *Astrée* geschieht. Traditierte metaphysische Begriffe wie die *sympathie* bei d'Urfé verlieren hier ihren transzendenten Kontext (179, 182). Einige Protagonisten versuchen sich darin, wie Penzkofer darstellt, durch einen Exzess der Signifikanten die Arbitrarität der Liebeszeichen zu überspielen, wie durch spektakuläre öffentliche Liebesbeweise. Vergeblich sind diese Versuche der Verhinderung des kommunikativen Scheiterns der Liebenden aufgrund einer sich einstellenden Abnutzung (185). In Abwesenheit einer transzendenten Motivation sind sie auf ständige Überbietung der Liebeszeichen angewiesen; in ihnen wird die von den Figuren „erhoffte Ähnlichkeit zwischen Signifikat und Signifikant schnell als trügerisch“ (186) ausgewiesen. Die

beginnende Episteme der Repräsentation ist, wie Penzkofer zeigt, aber nicht in den Köpfen aller Figuren verankert (187). Man wehrt sich verbissen gegen die Arbitrarität des Zeichens (id.) oder nutzt die Arbitrarität normsparend zur Durchsetzung eigener Interessen (190 f.). Der Roman reflektiert also „das verunsichernde Wissen um das Ende der Ähnlichkeiten, das Kodierungsdefizit der Liebessprache und die mögliche Undurchsichtigkeit der Repräsentation“ (190). Schließlich zeigt Penzkofer, dass heitere Konversation und *tendresse* als Heilmittel, als Medium der Kontrolle und der Manipulation eingesetzt werden (191-195).

Auch nach seiner Habilitationsschrift integriert Gerhard Penzkofer weiter Kommunikations- und Repräsentationsformen in seine Forschungsarbeit. So widmet er sich in „Die Konversation als Symptom und Supplement: Thesen zum Verhältnis von Konversation und Roman in der französischen Barockliteratur“ der Frage nach den Kommunikationsstrukturen der fiktiven Dialoge über das Konversieren bei Mademoiselle de Scudéry. Da diese Dialoge zum einen festen Argumentationstraditionen folgen – im Sinne einer intertextuellen „Poetik der Identität“ (Penzkofer 1997: 432) – und zum anderen auf der Konformität ihrer Sprecher beruhen (434), enttarnt Penzkofer sie als Schein-Dialoge. Der monologische Charakter der barocken Romankonversation wiederum enthüllt in seiner sozial exkludierenden, zirkelbildenden Art (436) latente oder verdrängte Prämissen der lebensweltlichen Konversationsideale. Statt als Repräsentation im Sinne eines Spiegels erkennt Penzkofer die Konversation als Supplement, als Symptom, das die ausgegrenzten Merkmale des Konversierens als unhintergehbaren Teil der Konversation selber deklariert (437 f.).

Das Spannungsverhältnis von Kommunikation und Repräsentation spiegelt sich auch in Penzkofers neuerer Forschung, die den Chronisten Inca Garcilaso de la Vega zum zentralen Gegenstand hat. Penzkofer zeigt in seinem Aufsatz „Traducción y muerte en los *Comentarios reales* de Garcilaso de la Vega, el Inca“ die fatalen Folgen fehlerhafter Übersetzungen und damit eines misslungenen Kulturkontakts auf. Wie problematisch Kommunikationsverhältnisse im Kolonialisierungskontext sein können und welche brisante Rolle der Übersetzer dabei inne hat, stellt er im Kontext des bei Inca Garcilaso de la Vega dargestellten Aufeinandertreffens des Paters Vicente de Valverde mit den Inkas dar: Der Dominikaner Vicente de Valverde erläuterte in dieser Situation diverse Aspekte der heiligen Schrift und des christlichen Glaubens, die der inkaische

Übersetzer Felipillo – der weder des Kastilischen noch des Quechua besonders mächtig war – nicht übersetzen konnte. Eine Kommunikation war demnach zum Scheitern verurteilt. Inca Garcilaso de la Vega verteidigt aber Felipillo in seinen Kommentaren, da die Kommunikationsprobleme zwischen Inkas und Spaniern generell nicht überwindbar seien (Penzkofer 2011: 344-345). Penzkofer schlussfolgert: „Parece claro que las dificultades de comprensión resultan no sólo de la incapacidad de una persona en concreto, sino sobre todo de los graves problemas consustanciales a la comunicación entre culturas“ (345).

Dies führt weiter zu der Frage, wie bei einer Übersetzung überhaupt *palabra* und *sentido* in Verbindung stehen. Penzkofer vergleicht antike, mittelalterliche und frühneuzeitliche Konzepte. Im humanistischen Kontext ist der *fidus interpres* jemand, „que es capaz de mantener el sentido del texto y de reproducir al mismo tiempo la belleza lingüística del original“ (354). Bei Garcilaso folgt Felipillo noch dem alten Kontext der Übersetzung *verbum de verbo*, der bei Konzepten wie beispielsweise der Dreifaltigkeit nur zum Scheitern der Kommunikation führen kann (354).

Anders gehen Atahualpa und Garcilaso selbst vor: Sie orientieren sich mehr am *sensus*, der sich jedoch durch „imbricaciones literarias [y] culturales“ (355) definiert. Der Übersetzer ist damit auch immer interkultureller Mediator (357), wenn er auch scheitert und mit dem Tod bestraft wird – wie es bei Felipillo der Fall war.

Die Repräsentation des Signifikats durch den Signifikanten ist damit keineswegs absolut, sondern unterliegt immer einem kulturellen Einfluss. Nur unter dessen Berücksichtigung ist interkulturelle Kommunikation überhaupt erst möglich, wie Penzkofer deutlich macht.

Zitierte Literatur von Gerhard Penzkofer:

„Die Konversation als Symptom und Supplement: Thesen zum Verhältnis von Konversation und Roman in der französischen Barockliteratur.“ In: Wolfgang Adam (Hg.): *Geselligkeit und Gesellschaft im Barockzeitalter (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung, Bd. 28)*. Wiesbaden 1997, 427- 438.

„L'art du mensonge“. *Erzählen als barocke Lügenkunst in den Romanen von Mademoiselle de Scudéry*, Tübingen 1998.

„Traducción y muerte en los *Comentarios reales* de Garcilaso de la Vega, el Inca.“ In: Gerhard Penzkofer, José Morales Saravia (Hg.): *El Inca Garcilaso de la Vega: Entre varios mundos*. Lima 2011, 341-374.